

# Kontrastreiche Reiseindrücke

Autor(en): **A.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **50 (1975)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104498>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In der Dezemberrnummer unserer Zeitschrift habe ich unter dem Titel «Kontraste» einige Eindrücke von einer Südafrika-Reise skizziert. Dabei habe ich die Politik der Apartheid, das heisst die sogenannte «getrennte Entwicklung» der Weissen mit den farbigen Bevölkerungsteilen als unheilträchtig bezeichnet. Einige augenfällige Beispiele von demütigenden Anordnungen gegen Menschen, die nicht zur weissen Herrenrasse zählen, dienten als Illustrationen. Im Nachfolgenden versuche ich auf Grund persönlicher Beobachtungen wiederum zu schildern, wie und wo die Nichtweissen in Südafrika siedeln und wohnen (dürfen). Auch dieser Bericht mit wenigen Momentaufnahmen ist zwangsmässig recht skizzen- und lückenhaft. Allein über «das Stammesleben der Bantus» werden noch und noch Bücher geschrieben. Mit dieser Darstellung geht es mir nicht um eine pharisäerhafte Anprangerung der Republik Südafrika. Vor allem liegt mir nicht, zur gleichen Zeit gegen eine Nation Sand zu werfen, gegen die in der UNO von Einäugigen Felsblöcke geschleudert werden.

Wer mit offenen Augen dieses Riesensland bereist, findet auf Schritt und Tritt extreme Kontraste, die geradezu zu Schwarz-Weiss-Malerei verleiten. Das trifft auch zu für die Siedlungen und Heimstätten der Weissen im Vergleich zu den Nichtweissen, wie für die Unterschiede zwischen den Farbigen. Mit Ausnahme von Johannesburg, mit einer grossen Zahl von Hochhäusern, wohnen die meisten Weissen ähnlich wie die Engländer in einfachen oder luxuriösen Einfamilienhäusern mit Umschwung.

Da und dort stösst man auf Farmergehöfte aus der Kolonialzeit. Diese ebenerdigen, weissgetünchten Gebäulichkeiten weisen die typisch kapholländische Architektur auf. Aber auch im Inneren dieser gepflegten Herrschaftshäuser wohnte man wie vor 200 Jahren in Holland. Schmuck sind die roten Ziegelböden, die weissen Wände mit schwarzbraunem Riegelwerk, prächtiges Kupfergeschirr und Delfter Porzellan. Die Besichtigung der seinerzeitigen Sklavenunterkünfte in fensterlosen Kellerräumen liess uns frösteln. Die Kontraste waren gar zu gross und nur durch eine starke Gewölbedecke getrennt.

Im übrigen hat Südafrika, mit Ausnahme von Höhlenzeichnungen der Ureinwohner, keine historischen Bauten von hohem Kulturwert zu zeigen. Die weissen Siedler, die erst in den letzten 200 Jahren in grösserer Zahl ins Land kamen, konnten also weder historische Kulturgüter retten noch zerstören. Im übrigen wohnt die kleine, aber mächtige weisse Minderheit nach europäischer Art, auch mit Möbeln, wie sie in Stockholm oder in Bern gekauft werden können. Der Wohnungsstandard ist recht hoch, auch in bezug auf Haushaltapparate.

Sehr viel uneinheitlicher zeigt sich die Wohn- und Lebensweise der Nichtweissen. Die aus Indien hergeholten billigen Arbeitskräfte für die Zuckerplantagen sind vor allem an der Ostküste sehr zahlreich. Dort hausen sie geschlossen in

*Unten: Haus im kapholländischen Stil*

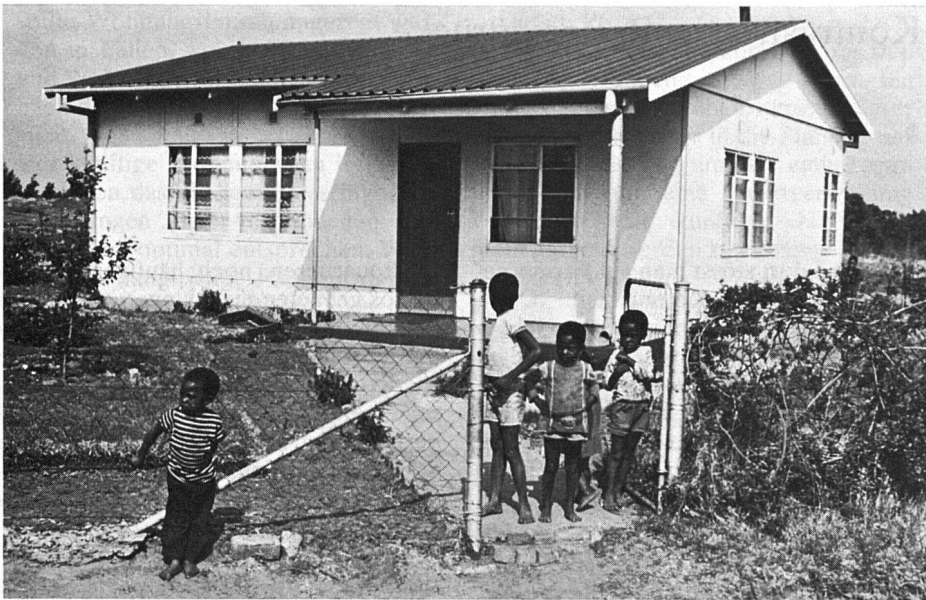
Stadtquartieren, noch häufiger aber in lieblos gebauten Siedlungen ausserhalb der Städte. Sie leben getrennt von den Bantus (Neger), die sie verachten. Diese wiederum sondern sich auch ab von den seinerzeit zu Sklavendiensten ins Land geschleppten Malayern. Aber auch diese drei farbigen Menschengruppen, zu denen noch die Mischlinge stossen, sind nochmals getrennt und zwar hierarchisch: in Reiche, Mittelstand und Arme.

Eine geschlossene und solidarische Front der Nichtweissen gegenüber den alles beherrschenden und regierenden weissen Minderheit gibt es nicht, zum Vorteil der Weissen. Im Strassenbild und angesichts der kleinlichen und äusserlichen Zeichen der Rassentrennung spürt man deutlich, dass die mehr oder weniger rechtlosen und die mehr oder weniger ausgebeuteten Farbigen sich ihrer Kraft und Stärke, wenn sie gebündelt oder geballt wäre, gar nicht bewusst sind. Immerhin zeichnet sich bei den jungen Negern, Indern und Mischlingen, vor allem bei den geschulten, eine sichtliche Wandlung ab. Das lebendige portugiesische Bilderbuch in Angola wie in Mozambique ist anschaulich und macht unruhig. Verschiedene Äusserungen und Anzeichen lassen merken, dass auch die Weissen unruhig und ihrer Sache gar nicht mehr so sicher sind, wie sie üblicherweise glaubhaft machen wollen.

Die Schwäche der Farbigen liegt natürlich vor allem darin, dass zuwenige von ihnen höhere Schulen besuchen können. Es gibt aber tatsächlich Mittelschulen und neuerdings Universitäten für Nichtweisse. Aber auch die hervorragendsten unter ihren Absolventen sind in der späteren Berufsausübung behindert, isoliert und diskriminiert. Noch kann kaum ein Nichtweisser in das mittlere oder höhere Kader der südafrikanischen Wirtschaft oder der allgemeinen öffentlichen Verwaltung aufrücken. Man gibt den kommenden Führern der farbigen Massen keine Gelegenheit der Vorbereitung und Bewährung.

Interessant war der Besuch in einer Wohnsiedlung für Bantus. In einer sehr abgelegenen Gegend auf 2000m Höhe ist ein grosses Industrierwerk in Betrieb. Das gesamte Personal musste von weiter geholt werden. Die Neger, deren Familien noch in ihren angestammten Dörfern leben, wohnen zu viert in sauberen Unterkünften, ähnlich wie viele unserer Gastarbeiter. Eine moderne Grossküche sorgt für die Verpflegung der schwarzen Hilfskräfte. Sie fassen in





*Oben: Ein musterhaftes Einfamilienhaus*

grossen Chromstahl-Näpfen ihren traditionellen Reisteig, dazu ein grosses Stück Fleisch mit Sauce. Messer und Gabeln werden nicht abgegeben, weil «sie das Fleisch ohnehin mit den Händen essen wie in ihren Dörfern».

Einen ausgezeichneten Eindruck erhielt ich beim Besuch eines von mir frei ausgewählten, zusammengebauten Einfamilienhäuschen. Die Frau des sehr aufgeschlossenen jungen Direktors half uns durch Übersetzung aus dem Afrikaans. Auf ihr Klopfen öffnete eine kleine, runde Negerin mit blauem Kopftuch. Mit berechtigtem Stolz zeigte sie uns ihr 3-Zimmer-Häuschen. Alles war topsauber; die Böden glänzten wie Spiegel. Im Zimmer für die beiden Kinder stand eine einfache Handstrickmaschine. Über den Betten im Schlafzimmer der Eltern hing ein Marienbild. Die Bettstellen standen auf in Zeitungspapier eingewickelten Backsteinen, «zum Schutz vor den bösen Geistern».

Da in unmittelbarer Nähe dieser Siedlung Kohle im Tagbau gefördert wird, stand in der Küche ein Kohlenherd. WC und Bad, natürlich noch mit freistehender Badwanne, waren im gleichen Raum. Küche und Bad sind angeschlossen an eine zentrale Warmwasserversorgung des nahen Industriebetriebes.

In der Stube hängen, stehen und liegen unzählige Nippsachen, darunter ein Foto

von der Hochzeit und ein solches vom schmucken Stammeshäuptling. So schnell werde ich dieses blitzblanke Häuschen einer schwarzen Fabrikportiers-Familie nicht vergessen, auch nicht die fleissige Hausfrau, fast wie aus «Onkel Toms Hütte» entstieg. Noch heute sehe ich ihre weissen Zähne und höre ihr unterwürfiges «yes, master; thank you master; no master».

Ebenso interessant, aber weniger positiv sind die Eindrücke, die ein Besuch in der Township (wörtlich übersetzt: Stadtchaft) hinterliess. Zum Besuch dieser Stadt, in der in 98 000 ebenerdigen Doppel- und Reihen-Einfamilienhäusern 600 000 Bantu-Neger wohnen, brauchte es eine Bewilligung. Eine blonde «information officer» des Amtes für Bantu-Fragen sass auf dieser Fahrt vorn im Bus, gab da und dort sehr gewandt Erläuterungen und Zahlen über die «grossen Leistungen des Staates für die Bantus». Sie berichtete über die Schulen, die Spitäler, die der Staat baut und führt, über die (übrigens seltenen) Post- und Telefonstationen, die Busstationen und Einkaufsgelegenheiten, die überaus niedrigen Mietzinse usw. usw. Natürlich erzählte sie nichts über die sehr kleinen

*Unten: Kleine Teilaussicht auf Soweto.*



Löhne dieser Leute, über ihren weiten Arbeitsweg, über ihren Wohnortszwang und über viele andere heikle Fragen der «grossen und der kleinen Apartheid». Neben ihr sass ein Polizeibeamter in Zivil, von dem wir nicht wussten, ob er die Beamtin, den Chauffeur oder uns überwachen oder schützen musste.

Die ganze Township «Soweto» ist durch breite Grün- bzw. Braunzonen unterteilt in verschiedene Städte, die aber alle zusammengehören. Auf diesen allmendartigen Freihaltegebieten sahen wir Schafe weiden, Knaben Fussball spielen, aber auch sehr viele verrostete Autowracks und unordentliche Papier- und Plasticfetzen.

Eigenartig ist, dass sich in dieser Riesenstadt (gewollt oder befohlen?) die Bewohner nach sozialen Schichten sortieren. Schon die Ordnung um die Häuschen verriet auf weite Distanz, in welchem Stadtteil die reichen Neger, wo jene des Mittelstandes und wo die grosse Masse ihrer armen Brüder und Schwestern wohnen. In den Siedlungen der Reichen durften wir mit dem Bus anhalten und sogar die villenartigen Einzel- oder Doppelhäuschen mit angebaute Garage photographieren. Auf den löcherigen Strassen in den Armen-Städten war es unmöglich, vom holperigen Bus aus zu knipsen. Und anhalten durften wir dort auch nicht. Erst recht durften wir nirgends ein Haus betreten. Es wurde uns nur von der Fahrtbegleiterin berichtet, dass in über 60% der Häuser Elektrizität und in rund 30% ein Bad eingerichtet sei.

Wir glaubten der blonden Dame, dass in diesen Städten viel gestohlen werde. Die Häuschen und Gärten der Halb- und Ganzreichen sind überall mit hohen Mauern oder Drahtzäunen und verschliessbaren Toren gegen unerwünschte Gäste abgesichert. Nicht selten waren auf den Mauerbrüstungen Glasscherben eingegossen, sonst aber hüteten wütend kläffende Hunde Hab und Gut der wohlhabenderen Neger vor dem Zugreifen ihrer ärmeren Rassengeschwister.

Auch auf diesem Besuch durften wir feststellen, dass die Religionsfreiheit tatsächlich gewährleistet ist. In dieser Stadt gebe es 900 verschiedene Religionsgruppen aller Art, darunter allein 70 verschiedene christliche Gemeinschaften. Offenbar sind die Bantus, vor allem in dieser halbstädtischen Riesen-Konzentration, dankbare Schäfchen auf den Religionsweiden. Der regierende Staat ist sicher nicht unglücklich über diesen Hang der Schwarzen zur Frömmigkeit, auch nicht über ihre diesbezügliche Aufsplitterung. So lassen sich bestehende Vorrechte der Geburt und der Rasse leichter noch für einige Zeit konservieren. Allzuviel Zeit bleibt den weissen Südafrikanern aber nicht mehr für die Einführung von Reformen, die eine Revolution verhindern sollen. A.M.